

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Benigna. Eine Dorfgeschichte. Vom Herausgeber

[urn:nbn:de:bsz:31-336999](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-336999)



Benigna.

Eine Dorfgeschichte.

Vom Herausgeber.

I.

Es war am Sonntag nach Pfingsten. Auf den weiten Feldgebreiten wogte die Saat und am Hag blühte die wilde Rose.

Auf dem schmalen Fußweg, der durch das Roggenfeld getreten war, begegneten sich ein junger Mann und ein Mädchen. Sie hielten an. Beide ragten fast um Haupteslänge über die hohen Halme hinaus, und beide waren schön. Der Jüngling von breiter mächtiger Gestalt, die Jungfrau, die den breitgeränderten groben Strohhut am Arme trug, war hellfarbigen, rosigen Antlitzes, die Stirne von mächtigen blonden Flechten umrankt, die hellblauen schelmischen Augen, Form

und Farbe des Antlitzes, Alles so anmuthend, daß es eine Freude war, darauf zu schauen.

Das Mädchen nickte lächelnd, der junge Mann reichte zögernd die Hand.

„Guten Morgen, Jörg! Was hast Du?“ sagte das Mädchen. „Heut' ist mein Namenstag und Du giebst mir nicht einmal ein gutes Wort?“

„Dein Namenstag? Ja, ja, bist zur schönsten Zeit auf die Welt gekommen, aber die Rosen stechen auch.“

„Wem ist denn was geschehen?“

„Meine Mutter hast Du ins Herz gekränkt!“

„Ach bah!“ lachte das Mädchen und ihr Lachen war voll Uebermuth, ihre schönen Zähne glänzten, ihre Augen leuchteten und im ganzen Gesicht bildeten sich außer den Grübchen in den Wangen, überall kleine Ducker, als ob hundert Augen auf einmal aufgingen.

„Nimm die Sache nicht so leicht,“ sagte der Jüngling. „Du weißt vielleicht gar nicht mehr, was Du gethan hast?“

Das Mädchen zuckte die Achseln.

„So will ich Dir's noch einmal erzählen,“ fuhr der junge Mann fort.

„Du bist gestern drunten auf unserer Hammerschmiede gewesen und hast Deine Arbeit abgeliefert, und da hat der Sammler zu Dir gesagt: Schau einmal die alte Frau, und da hast Du gesagt: Pfui Teufel, so eine möchte mir drei Schritt vom Leibe bleiben! und noch viel böse schlimme Worte hast Du gesagt, spöttische, giftige. Du hast nicht gesehen gehabt, daß es meine Mutter ist? Sag' doch nein!“

„Nein!“

„Aber wie sie Dir dann zugerufen hat: Ich wünsch' Dir, daß Du in Deinem Alter auch einmal so verspottet wirst! — Da hast Du doch gemerkt, daß es meine Mutter ist? Sie ist leider Gottes verwachsen und beim Kohlentragen kann sie eben auch nicht aussehen, wie wenn es zum Tanz ginge. Aber wie Du sie erkannt hast, warum bist Du dann nicht auf sie zugegangen und hast gesagt: verzeihet mir, ich hab' Euch nicht gemeint?“

„Ich hab' eben keine Lust dazu gehabt.“

„Und der Zorn hat ihr natürlich böse Worte eingegeben auf Dich. Aber was hast Du darauf gethan? Du hast dem Inspector gesagt: er solle ihr eine Prise geben, Du wolltest doch auch einmal sehen, wie so eine Vogel-scheuche niest, und hast noch gelacht dazu.“

„Jetzt hab' ich's genug!“ erwiderte das Mädchen. „Ich lache wo ich

will, und wann ich will, und über wen ich will. Geh' mir aus dem Weg, sonst muß ich da die Aehren niedertreten."

Er stellte sich an die Seite und Benigna ging an ihm vorüber.

Er schaute nieder auf den Boden; plötzlich, als ob er gerufen worden wäre, blickte er auf. Benigna ging ihres Weges fort durch das Kornfeld. Er ging ihr nach, bis er aus den hohen Aehren heraustrat, da wo der Weg abbiegt, am Feldrain bei der hohen Haselstaude blieb er stehen; hier hatten sie sich zum ersten Mal ihre Liebe bekannt. Er glaubte, sie müsse sich noch einmal umwenden und ihm zurufen: Sei mir nicht böß!



Aber sie ging davon und schaute sich nicht um, und er meinte ihr Antlitz zu sehen, wie sie lächelt und dabei denkt: ich weiß, daß Du mir nachschaust und mir gern nachrennen möchtest, denn ich bin die schöne Benigna.

Und ja, schön war sie, es kann nicht genug gesagt werden, wie schön sie war; und sie wußte es auch, denn die Menschen konnten sich nicht ent-

halten, es ihr immer zu sagen; wenn sie es nicht mit Worten thaten, so sprachen es ihre Blicke. Die ganze Welt lachte Benigna an, und sie, sie lachte die ganze Welt aus.

Wo sie hin kam, zu Alt und Jung, zu Reich und Arm, ging eine Freude auf, sie hatte nichts zu thun, als zu erscheinen, um Jedem was Gutes zu geben; denn was giebt es Besseres, als den Anblick eines kräftig schönen Menschenbildes?

„Es ist, wie wenn man an ihrem Gesicht riechen könnte wie an einer Rose,“ hatte der alte Lammwirth, der zu Ostern verstorben war, noch gesagt.

Benigna zeigte sich aber wenig; sie war fleißig bei ihrer Arbeit. Sie war eine Weißstickerin. Die in der angrenzenden Schweiz und auch schon im Lande befindlichen Fabriken geben die vorgezeichneten Muster von Vorhängen, Taschentüchern und dergleichen in die Dörfer, und die Arbeit, die Benigna ausführte, hatte noch immer etwas, was mehr war, als die vorgezeichneten Muster angaben; etwas von ihrer eigenen Schönheit schien auf die Arbeiten überzugehen.

Benigna, die die Eltern schon längst verloren hatte, lebte bei einer älteren Base und hatte ein selbständiges Wesen und eine so natürliche Herrschaft, daß ihr Alles huldigte und unterthan war; Widerspruch erfuhr sie nie. Man hatte ihr oft zugeredet, nach der Stadt zu gehen, sie werde dort ihr Glück machen, aber sie hatte keine Lust dazu; die Schönste in dem kleinen Dorf zu sein, bei einem Tanze, bei einer Schlittenfahrt als die natürliche Königin zu erscheinen, war ihr vollauf genug. Dazu hatte sich seit der letzten Kirchweih im Herbst ein entschiedenes Liebesverhältniß zwischen ihr und dem Hammerschmied Jörg gebildet, der auch der Einzige war, der eigentlich zu ihr paßte, an Gestalt und männlicher Schönheit wenigstens.

Jörg war der einzige Sohn einer alten Wittve, die, verwachsen und gebrechlich, dennoch keine Arbeit scheute; sie that Handlangerdienste auf der Hammerschmiede und die ohnedies nicht anmuthende Gestalt, dazu noch mit Lumpen bedeckt und von Kohlenstaub geschwärzt, hatte Benigna zu jener Neckerei gereizt, die wir eben vernommen.

Sie dachte keinen Augenblick daran, daß man eine Kränkung noch nachtragen könne, hielt sie ja selbst keine Schmeichelei fest, schlug Alles in den Wind und freute sich der Stunde. Die Mutter Jörg's war aber schon bei Beginn dem Verhältniß abhold gewesen. Stundenlang konnte sie ihrem Sohne vorjammern, daß er sich das größte Glend auflade, wenn er sich eine so überaus schöne Frau nähme, und noch dazu eine, der man täglich sieben-

zimal sagen solle, wie schön sie sei; er werde es erfahren: wenn er mit seiner Frau einst irgend wohin komme, werde er nicht aus Aerger und Mißtrauen herauskommen, denn es werde ihn immer verdrießen, wenn Alles mit ihr schön thue; jetzt sei sie freilich noch brav, man könne ihr nichts Andres nachsagen, als sie halte die ganze Welt zum Narren; wer könne aber dafür stehen, was noch Böses daraus würde?

Natürlich achtete Jörg nicht auf diese Griesgrämlichkeiten, obwohl er seine Mutter sonst immer hoch in Ehren hielt.

Nun aber war geradezu eine Kränkung der Mutter eingetreten, und jetzt hat sie ihn mit aufgehobenen Händen, nicht um ihretwillen — obgleich sie auch dazu das volle Recht habe — sondern um seinetwillen Benigna aufzugeben.

„Ein Wesen, das das Alter nicht achtet, wird auch den Mann nicht achten,“ schärfte sie ihm wiederholt ein, „denk' nur, Du thust einmal was, das ihr nicht ansteht, oder Du wirst einmal krank, dann läßt sie gleich ganz von Dir und kümmert sich nicht um Dich.“

Jörg suchte seine Mutter zu beruhigen; es gelang ihm nicht.

Am Abend blieb er länger als sonst zu Hause; er dachte immer, Benigna wird kommen und seiner Mutter ein gut Wort sagen. Er nahm sich fest vor, nicht zu ihr zu gehen, sie nicht eher anzusehen, als bis sie von selbst um Verzeihung gebeten hatte; es ist ihre Schuldigkeit.

Als er aber immer länger vergebens wartete, überlegte er, daß sie vielleicht nicht allein kommen wolle, sie wartet, daß er sie zur Mutter her begleite. Die alte Brigitta merkte wohl, was mit ihrem Sohne vorging, und suchte ihn zu bestärken, daß er sich nur einmal ein Paar Tage überwinde, dann werde er die Sache los sein.

Jörg stand am Gartenzaun und leise sumimte er das Lied vor sich hin: „Im Sommer, im Sommer, im Sommer, das ist die schönste Zeit, da blühen die Rosen im Garten, Soldaten marschiren zum Streit!“ Als jetzt die Mutter nach dem Hause ging, rannte er davon, als hätte er das Beste ver säumt und müßte es schnell einholen. Er kam zu Benigna; sie lächelte ihm zu. Sie hatte gewußt, daß er keinen Tag von ihr lassen kann, und als er nun von der Kränkung der Mutter anfing, hat sie ihn, die altbackene dumme Geschichte zu lassen, und sie wußte ihn so zu bezaubern, daß er wieder ganz glücklich war.

Die Mutter ging viele Tage traurig umher und sprach kein Wort. Jörg drang mit aller Kraft in Benigna, nur ein einzig Mal zu seiner Mutter

zu gehen und sie mit ein Paar Worten um Verzeihung zu bitten; aber Benigna behauptete, das thue sie nie.

„Aber wenn ich nun von Dir lasse?“

„Das thust Du ebenso wenig, als ich um Verzeihung bitte.“

Und sie hatte Recht.

Jörg konnte aber den stillverborgenen Groll seiner Mutter nicht ertragen, und er zwang sich zu einer Lüge, die er für erlaubt hielt. Eines Tages berichtete er seiner Mutter, Benigna bitte sie tausendmal um Verzeihung, sie könne nur nicht zu ihr gehen, sie habe einmal die absonderliche Art; die Mutter solle doch einmal zu ihr, und sie werde sehen, wie gut die Benigna sei. Zu Benigna sagte er, wie gut seine Mutter gegen sie dächte. Benigna nickte.

Die alte Brigitta kam, und sagte zu Benigna, die am Stickerahmen saß: „Ich verzeih' Dir und verzeih' Du mir auch, daß ich Dir gewünscht habe, Du sollst auch einmal so verspottet werden, wie Du mich verspottet hast! Es soll Beides nicht gesagt sein.“

„Ja, ja, es soll gut sein,“ erwiderte Benigna und biß auf einen Faden, um ihn einzufädeln; als aber Brigitta ihr die Hand darbot, stieß sie schnell weiter.

„Du bist schön, das muß Jeder bekennen,“ sagte Brigitta. „Darf ich Dir was sagen?“

„Warum nicht?“

„Schau, ich bin nie schön gewesen, ich kann mir aber doch denken, wie das ist.“

„So? Und wie ist's denn?“

„Eine Freude muß es sein, eine große. Aber wenn Du immer dran denkst, da mein' ich, kann Dir's nicht gut gehen; Du meinst dann immer, man muß Dir was Besonderes dafür thun, weil Du schön bist.“

Noch viel Herzbewegendes sprach die Alte zu Benigna, und diese schloß endlich:

„Ja, ja, werd' mir's merken.“

Als aber Brigitta fort war, stellte sie sich vor ihren Spiegel — sie hatte sich einen ziemlich großen angeschafft — und schaute lächelnd hinein, grüßte sich und war überaus glücklich mit sich selber.

Der Herbst kam heran, Jörg und Benigna wurden in der Kirche aufgebeten. Als man beim Ausgang aus der Kirche der alten Brigitta Glück wünschte, dankte sie stumm, und doch hatte sie nur eine Ahnung davon,

konnte aber nicht genau wissen, daß Benigna darauf bestanden hatte, Jörg müsse seine Mutter zu ihrer Schwester geben, die einige Stunden entfernt, auf einem kleinen Weiler wohnte; aber Jörg hatte mit beweglichen Worten auseinandergesetzt, daß er das nie thue, er verlasse seine Mutter nicht, bis der Tod sie von ihm nehme, und zur Base könne er sie nicht geben, denn dort sei ein so unordentliches Haus, daß die Mutter verkomme. Benigna willigte endlich ein, aber mit schelmischem Tone sagte sie: „Weißt Du, warum ich einwillige?“

„Weil Du mich gern hast und auch ein gutes Herz hast.“

„Ich hab' Dich gern, aber ich kann's nicht leiden, wenn die Menschen immer von ihren guten Herzen reden. Ich willige ein, weil Du zum ersten Mal so gescheidt gewesen bist, nicht zu drohen, daß Du mich verlässest; denn das kannst Du doch nicht.“

Die Hochzeit wurde gehalten, und ein schöneres Paar stand noch nicht am Altar der Dorffirche, als Jörg und Benigna. Alles war voll Freude, nur Mutter Brigitta verwand ihre traurige Stimmung nicht; beim Hochzeitssmahl genoß sie keinen Bissen; später, als getanzt wurde, saß sie in einer Ecke und aß ein Stück Brod, das sie aus der Tasche holte.

II.

Jörg hatte nun die schönste Frau im Umkreis, und war er früher einer der besten und fröhlichsten Arbeiter in der Hammerschmiede, so schien jetzt noch eine neue Kraft in ihm. Wenn er hastand mit nacktem Arme, den großen Hammer schwingend, und hinter ihm, vom Blasbalg entfacht, das große Feuer aufloderte, er das glühende Eisen herausnahm und es wieder und wieder auf dem Ambos hämmerte und mit den Genossen zum Takte sang, während sie die mächtigen Hammer schwingen, — es war eine Freude, den Jörg vor Allen zu sehen.

Im Hause war aber ein unwirscher Ton.

Die Mutter klagte dem Sohn, daß Benigna sich gar nie für etwas, das sie thue, bedanke, und sie arbeite doch wie eine Magd, ja wie zwei Mägde; Benigna aber ließe sich bedienen, als müsse das so sein. Jörg tröstete: Benigna sei ja eine Stickerin, die sich nicht im Hausgeschäft umthun könne, sonst sei sie ja ungeschickt zur feineren Arbeit; aber die Mutter behauptete wieder, Benigna könne doch einmal sagen: es ist recht so, Mutter!

oder das habt Ihr gut gemacht! Ja, sie betheuerte, daß Benigna noch immer einen Abscheu vor ihr habe. „Ich fürcht', ich fürcht',“ klagte die Mutter, „Deine Frau wird nicht gut und lind, bis einmal ein groß Unglück über sie kommt, und ein Unglück, das über sie kommt, kommt doch auch über Dich.“



AKUNZXA Stuttgart

Benigna dagegen hatte stets über die Mutter zu klagen und Jörg hatte vielen schweren Kummer. Er ehrte seine Mutter und liebte seine Frau über alle Maßen. Eine Herbheit in Benigna trat aber jetzt immer schärfer hervor, und vor Allem kränkte es Jörg, wenn man über Land ging zu einem Besuch, zu einer Lustbarkeit, zu einem Fest der Liedertafel, die die Hammer-

schmiede unter sich errichtet hatten, daß da Benigna durchaus nicht duldbete, daß die Mutter mitginge, und wo sie sich vor einem Menschen zeigte, ließ sie sich die Huldigungen nicht nur gefallen, sondern sie stellte es sogar darauf an, daß man sie ihr darbringen mußte.

Wenn Jörg sie darüber zur Rede stellte, sagte sie, das sei seine Mutter, die ihn dazu aufreize, und wenn sie dann über seine Harttherzigkeit weinte, war er untröstlich und bat sie um Verzeihung, damit sie nur wieder gut und heiter sei.

So verging ein Jahr. Die Mutter klagte und Benigna klagte und Jörg getröstete sich und sie, daß Alles besser werde, wenn einmal ein Kind im Hause sei.

Zum Erstenmal erschraf Jörg vor seiner Frau, als sie sagte, sie wünsche sich gar kein Kind; man bleibe schöner, wenn man kein Kind habe. Tagelang ging Jörg wie verloren umher und in der Hammerschmiede kam sein Schlag immer zu spät oder zu früh beim Taktschlag der Genossen.

Die Mutter, die seine Verdrossenheit sah, — Benigna kümmerte sich nichts darum — sagte ihm, daß sie versuchen wolle, zu ihrer Schwester zu ziehen, aber er solle seiner Frau nichts sagen, daß sie fortwolle, denn wenn sie dann wiederkäme, müsse sie neu unterthänig sein, habe es um so schlimmer; Jörg versprach's, und in den Tagen, da die Mutter abwesend war, herrschte Lachen und Heiterkeit in dem Häuschen Jörg's; die ganze Fülle ihrer Zauber Macht übte Benigna an ihrem Mann, und er erschraf nur einmal, als sie sagte: „So könnten wir immer leben, wenn Deine Mutter nicht mehr da wäre.“

„Du meinst, nicht mehr im Haus, aber bei ihrer Schwester?“

„Freilich, freilich,“ sagte Benigna schnell und machte eine erzwungene freundliche Miene.

Zum Erstenmal erschien Jörg das schöne Antlitz seiner Frau verzerrt, dennoch — er konnte sich nicht Rechenschaft geben, warum, aber er that's — verrieth er seiner Frau die Absicht seiner Mutter, nicht mehr wiederzukehren, und jetzt trat ein Frohlocken in ihr Antlitz, daß er die Tasse Kaffee, die sie ihm eingesehnt hatte, nicht an den Mund führen konnte, als hätte ihr böser Blick das Getränk vergiftet. Er bezwang sich aber, und während sie noch beim Frühstück saßen, kam die Mutter.

Jörg empfing sie herzlich und er war doppelt innig, da er sich der Schuld bewußt war, sie verrathen zu haben. Er winkte seiner Frau, sich nichts merken zu lassen und ging nach der Hammerschmiede.

Als Benigna mit der Mutter allein war und diese eben den Kaffee trinken wollte, sagte Benigna: „Schwiegermutter, Eure Ziege nehmt Ihr aber auch gleich mit.“

„Meine Ziege? Warum?“

„Ihr thut ganz gescheit, daß Ihr Eure zurückgelassenen Sachen holt und künftig bei Eurer Schwester wohnt.“

Mutter Brigitta sah sie groß an und setzte die Tasse wieder ab, verließ die Stube und ging nach ihrer Kammer; erst am Mittag sah Benigna nach ihr; sie fand sie auf ihrem Bette, weinend und händerringend. Benigna gab ihr nicht viel gute Worte und sagte nur, sie müsse zum Essen in die Stube, sie schicke ihr nichts herauf. Als Benigna mit dem kleinen Mädchen, das sie zu Handlangerdiensten ins Haus genommen hatte, am Tische saß, sah sie die Mutter, mit der Ziege am Seil, schwankenden Schrittes das Haus verlassen.

„Soll ich sie nicht rufen?“ fragte das kleine Mädchen.

„Nein, sie kommt schon von selber wieder.“



Die Mutter wollte hinab nach der Hammerschmiede, um ihrem Sohne zu klagen, was er ihr angethan, daß er sie bei seiner Frau verrathen; aber am Berge setzte sie sich nieder und sprach in die Ziege hinein, wie sie zu beneiden sei, weil sie keine Schwiegertochter habe; dann aber bat sie Gott, daß er sie hier möge sterben lassen, ehe sie ihrem Sohne eine böse Ehe mache.

Sie wartete bis Jörg kam, und von ihm geführt ging sie wieder ins Haus, als mit am Tische und that, als ob nichts geschehen wäre.

Wochen und Monate vergingen. Im Hause Jörg's war es still, nur manchmal sagte er zu seiner Frau, es schiene ihm, daß die Mutter immer mehr von Kräften käme; Benigna suchte die Achseln.

„Ich fürchte, daß sie bald stirbt,“ sagte Jörg.

„Es ist in der Regel so, daß alte Leute sterben,“ erwiderte Benigna trocken.

„Weib!“ fuhr Jörg auf, „sei doch nicht so gottlos!“

„Ich bin gar nicht gottlos, ich wünsche mir nur, daß ich sterbe, bevor ich alt und verhatzelt bin; so in der Welt herumlaufen und man hat selbst keine Freude mehr, und die Menschen haben auch keine Freude, wenn sie Einen sehen, da ist's besser, man ist gar nicht da!“

„Ich nehme Dir solche Reden nicht übel, Du hast Deine Mutter nicht gekannt,“ erwiderte Jörg.

„Du solltest Dich an meinen Stickerahmen setzen und Ich sollt' ein Hammer Schmied sein; ich glaub', Du bist ein Schneider und nicht ein Hammer Schmied,“ so schloß Benigna.

Mutter Brigitta konnte sich endlich nicht mehr aufrecht erhalten und sank auf's Krankenlager. Eines Tages rief sie Jörg zu sich und sagte ihm, er solle ihr ehrlich sagen, ob Benigna ihn damals wirklich beauftragt habe, sie um Verzeihung zu bitten; er gestand, daß es nicht geschehen sei. „Dann ist's gut,“ sagte die Mutter nun, „dann ist Alles gerecht.“ Weiter ließ sie sich zu keinem Worte bringen.

Jörg sagte seiner Frau, daß die Kränkung von damals noch seiner Mutter auf dem Herzen laste, sie solle das damals Versäumte jetzt nachholen. Aber Benigna lachte ihn aus, daß er jetzt noch mit solchen alten Geschichten käme; mit ihrem ganzen Uebermuthе suchte sie ihn dahin zu bringen, daß er sich den Lauf der Natur nicht so zu Herzen nehme solle; für alte Leute sei es das Beste, wenn sie sterben.

Jörg sagte ihr, daß wenn sie so bleibe, sie ihn dahin bringe, daß er von ihr weg und in die weite Welt ginge. Benigna lachte ihn aus und sagte:

„Und wenn Du bis an den Haselberg gekommen, kehrt Du wieder um. Du kannst nie von mir fort.“

Jörg ließ die Schwester seiner Mutter kommen, und der Sohn und die Schwester waren dabei, als sie starb; sie sprach kaum mehr ein Wort in den letzten Tagen und Jörg drückte ihr die Augen zu.

Er kam in die Stube zu seiner Frau und sagte ihr, daß das Letzte eingetreten sei. Sie wendete sich ab und schaute durch das Fenster. Dann wendete sie sich zu ihm und fuhr ihm mit der zarten Hand über das Gesicht und sagte:

„Du bist in den letzten Tagen um zehn Jahre gealtert. Halt' Dich doch aufrecht, ich hab' keinen so alten Mann.“

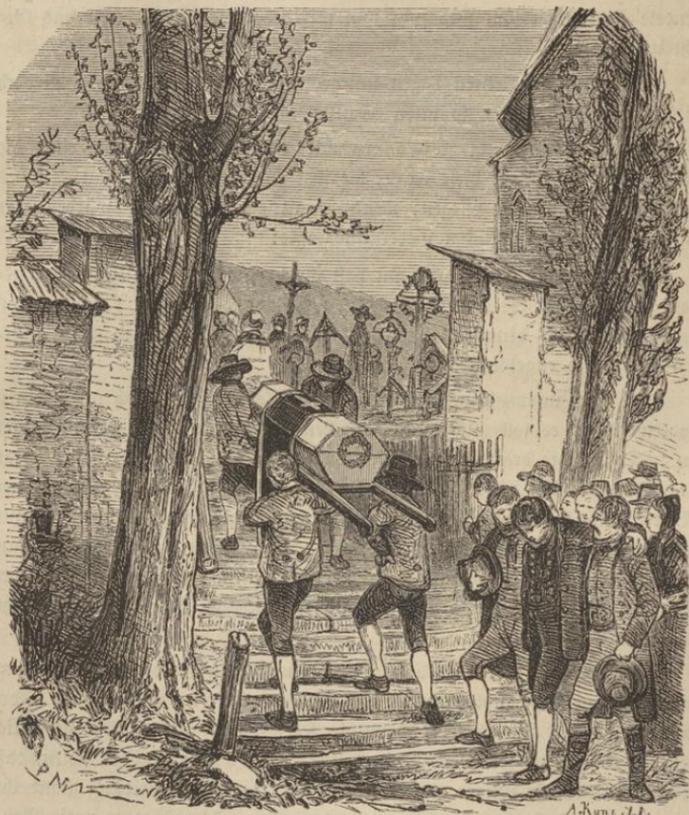
In der Erinnerung Jörg's erwachte ein Wort, das ihm einst die Mutter gesagt: Würde diese Frau, die jetzt in dieser Stunde an Solches denkt, ihn lieben und pflegen, wenn er alt und gebrechlich würde? Er drückte den bösen Gedanken nieder und sagte:

„Jetzt thue mir nur Eines, Du hast ihr das, was Du im Uebermuth gethan, nicht von der Seele nehmen können, so lange sie gelebt hat, jetzt thu' mir die Liebe, geh' hinauf und bitt' es der Todten ab und sieh ihr in's Gesicht, das ist so engelsmild.“

„Ich geh' nicht hinauf, ich will keinen Todten sehen, ich kann keinen Todten sehen; es soll mich auch kein Mensch mehr ansehen, wenn ich todt bin.“ Jörg mochte drängen und beschwören so viel er wollte, Benigna betrat die Todtenkammer nicht. Die ganze Nacht saß Jörg bei der Leiche seiner Mutter und bis zum Wahnsinn verfolgte ihn der Gedanke, daß er nur noch warten wolle, bis die Mutter begraben sei, dann wolle er seine Frau verlassen, und bei dem Gedanken, daß er sie verließ, trat ihm immer wieder ihre ganze Schönheit vor die Seele und wie sie ihn so glücklich gemacht und immer wieder machen kann.

Die Glocken läuteten, Mutter Brigitta wurde zu Grabe getragen. Jörg stand mit den Verwandten in der Stube, Benigna hatte die schwarze Florhaube aufgesetzt und jetzt — er wußte selbst nicht, warum sich sein Blick wendete, — sah er, wie Benigna in den Spiegel schaute, und es schien, daß sie mit zufriedener Miene sich zunichte, denn die Trauerkleidung stand ihr gut. Seine Fäuste ballten sich und es war ihm, als müßte er zwei Menschen zertrümmern, dort das Spiegel-Bild und hier das lebendige, und zwischen hinein krampfte es ihm wieder das Herz zusammen, daß er in solcher Minute solche Gedanken habe, und er hat gewiß falsch gesehen, wie kann ein Mensch in solcher Stunde an seine Schönheit denken? Da hörte er, wie Benigna zu ihrer Base sagte: „Steck' mir da oben noch eine Stecknadel, daß mir der Flor nicht so ganz die Stirne zudeckt.“ Alles krampfte sich in Jörg zusammen und er fiel stöhnend zu Boden. Man richtete ihn

auf und zwei Männer mußten ihn führen, daß er dem Sarge seiner Mutter folgen konnte.



Als ihm Benigna zuredete: „Jörg, wie siehst Du aus? sei ein Mann, fasse Dich,“ da war's ihm als schlugen plötzlich alle Hämmer aus der Schmiede auf den Kopf, so gellend und hart klang ihm jetzt diese Stimme. Er ging hinter der Leiche seiner Mutter und vor ihm tanzte in der Luft das schöne Antlitz seiner Frau, das ist ihm ein ewiges Gespenst, ihre Schönheit ist ihm verhaßt, und er wird sich nie mehr ihrer erfreuen. — Er nahm sich vor, seine Gedanken nur auf den Tod seiner Mutter zu heften, aber

hinein in die Gedanken selbst sprang immer wieder das schöne Lustgebilde und er sah es doppelt, er sah es im Spiegel, er sah es lebendig.

Man kehrte vom Begräbniß heim. Jörg saß mit seiner Frau, der Schwester und anderen Verwandten am Tische und aß, aber mit keinem Blicke wendete er sich nach seiner Frau und er erzitterte im Herzen, so oft er ihre Stimme hörte.

Die Nacht brach herein, er ging in die Kammer seiner Mutter, und dort saß er auf ihrem Bette und hielt das Gesicht in beiden Händen. Benigna kam mit einem Lichte zu ihm:

„Mach' das Licht aus!“ schrie er ihr entgegen.

„Warum?“

„Ich will Dich nicht sehen! Ich kann Dich nicht sehen! Mach' das Licht aus!“

„Sei doch nicht so närrisch,“ suchte Benigna zu trösten. „Du wirst sehen, wie frei und heiter wir jetzt wieder leben, wir zwei allein.“

„Wir zwei allein? Mit Dir allein? Die Todte steht zwischen uns,“ schrie Jörg, ging auf sie zu, riß ihr das Licht aus der Hand und warf es auf den Boden, daß es erlosch. „Du hältst an nichts und ich auch nicht mehr“, rief er im Finstern.

„Ich glaub', Du bist verrückt,“ entgegnete Benigna.

„Ich könnte es werden; also auch der Tod meiner Mutter hat Dich nicht geändert? Ich habe mir freilich auch viel vorzuwerfen, ich hab' ihr oftmals Unrecht gegeben. Also Dich ändert nichts?“

„Ich wüßte nicht, was ich an mir ändern sollte; ich gefalle mir so wie ich bin und habe Dir auch so gefallen und allen Leuten.“

„Gut, bleib' dabei, aber so viel Verstand hab' ich noch, daß ich weiß, mit Dir kann ich nicht mehr leben, fort von Dir muß ich, und Du kannst Dir allein Deine Schönheit im Spiegel angucken und kannst Dir von anderen Leuten sagen lassen, wie schön Du bist; vor meinen Augen bist Du ein Drache. Ich gehe fort von Dir.“

„Du fort von mir? Du weißt wohl eine Schöner in der Welt draußen?“

„Schön! Schön! Ist denn schön sein Alles?“

„Reich ist auch schön, aber das bin ich leider nicht. Geh', komm', sei gescheidt, komm' mit in die Stube.“

„Nie mehr mit Dir. In die weite Welt geh' ich.“

„So sag' ich Dir Ade und wünsch' Dir glückliche Reise!“

Berth. Auerbach, Volkskalendar.

Mit diesen Worten verließ Benigna die Kammer und ging in die Stube. Nach einer Weile sah sie ihren Mann mit einem Stocke in der Hand das Haus verlassen; er stand, wo der Fußweg in die Straße einmündete, eine Weile stille. Sie wollte ihm noch einmal zurufen, aber sie sagte sich, daß sie genug gethan habe und sich ihr ganzes Ansehen verbeuge, wenn sie noch nachgiebiger sei. Der Zaudernde hörte das Fenster aufmachen, er sah einen breiten Lichtstrahl aus dem Fenster vor sich auf die Straße fallen, er schritt über den Lichtstrahl weg, hinein in die schwarze Nacht.

Benigna saß allein und sprach in das Licht hinein: „Er kommt bald wieder, wenn er sich in der freien Luft ein Bißchen die Flossen ausgelaufen hat.“

Stunde um Stunde verging; Jörg kam nicht zurück. Plötzlich ward es ihr ängstlich in dem Haus, aus dem man heute die Leiche hinausgetragen und das nun der Mann verlassen hatte. Sie ging zu ihrer Base, wo sie ehemals gewohnt, aber als sie dahin kam, sah sie, daß kein Licht mehr brannte; sie kehrte um und dachte: es ist besser, sie verräth es nicht, und Niemand weiß, daß die schöne Benigna je eine Stunde von ihrem Manne verlassen wurde. Mitten auf ihrem Weg ging es ihr auf, wie sehr er sie geliebt und noch liebe. Wie kann er je von ihr lassen?

Sie eilte in's Haus zurück, er ist gewiß schon zurück und ist in Sorge wegen ihrer Abwesenheit. Sie kam heim, es war Niemand da. Sie wollte nicht zu Bette gehen, sie wollte warten, bis er kommt. Aber droben war das Del verschüttet, hier nur noch ein wenig und das Licht verlösch vor ihren dreinstarrenden Augen und sie saß in der dunkeln Nacht, bis der Tag erwachte. Der Tag kam, aber Jörg nicht.

Sie sah in den Spiegel und verwunderte sich über das fremde verwahrloste Gesicht, das sich ihr zeigte; mit frischem Muthe wusch und putzte sie sich nun, und setzte sich an die Arbeit. Aber über dem Stickerahmen schlief sie ein, erst von dem Besuch ihrer Base wurde sie geweckt. Auch ein Nebengesell Jörg's kam und fragte, ob dieser noch länger feiern wolle, es sei jetzt drängende Arbeit. Benigna antwortete, ihr Mann sei in Familienangelegenheiten verreist; er käme heut' Abend oder Morgen früh wieder.

Der Abend kam, der Morgen kam und von Jörg zeigte sich keine Spur. Es vergingen Wochen, es vergingen Monate. Benigna zeigte sich nicht im Dorfe. Sie arbeitete am Tage und in der Nacht weinte sie, weinte unaufhörlich.

Im Dorfe ging allerlei Gerüde, warum Jörg verschollen. Als aber Jahr um Jahr verfloß, dachte man seiner kaum und Benigna war fast nicht

mehr zu erkennen, so verfallen sah sie aus. Sie, die Schöne, einst viel Bewunderte, wurde jetzt kaum mehr angesehen. Es wurde viel gesprochen und übertrieben von den Mißhandlungen, die sie der Mutter Jörg's angethan, und erst als es hieß, Benigna werde erblinden, wendete sich ihr wieder Mitleid zu.



Benigna erblindete, und die Base verwendete ihre jammervolle Erscheinung, die nun gebeugt und abgehärmt war, zu einem ausgiebigen Bettel. Sie führte sie weit in der Gegend in den Dörfern umher und stellte sie als eine mitleidswerthe, vom Manne verlassene Frau dar, die einst so schön gewesen, und nun so unglücklich und hilflos war.

Benigna hörte dies immer geduldig an und sprach kein Wort.

So war ein Jahrzehnt und mehr vergangen. Die Base starb und Benigna war nun doppelt verlassen.

III.

Es war im tiefen Winter. Der Schnee knarrte unter den Füßen der Männer, die nach dem Rathhaus des Dorfes gingen. Die Gruppe, die auf der Straße dahinwandelte, vergrößerte sich immer mehr und mehr und man hörte die Leute untereinander reden:

„Ein schöner Spaß ist's!“

„Mag schon sein, aber mir gefällt er nicht.“

„Eine verlassene blinde Frau öffentlich versteigern.“

„Sie liegt der Gemeinde zur Last.“

„Und wir haben noch genug zu schleppen.“

So ging es hin und her.

Das Dorf gehörte zu den ärmeren, es hatte nur wenig Ackerland und dies war zum hauptsächlichsten Theil im Besiz dreier Großbauern. Die Einwohner bestanden der Mehrzahl nach aus Steinmetzen, Kohlenbrennern und Hammerschmieden. Man hörte vom Thal herauf das große Werk pochen und hämmern und eine breite Rauchsäule stieg an den beschneiten Felsenbergen hinan zum klaren Himmel auf.

Ein Mann in verwahrlostem Anzuge, hinter welchem drein man die keifende Stimme einer Frau hörte, kam von einem einsam unweit der Straße an der Berglehne stehenden Häuschen zu der Gruppe der Wandelnden.

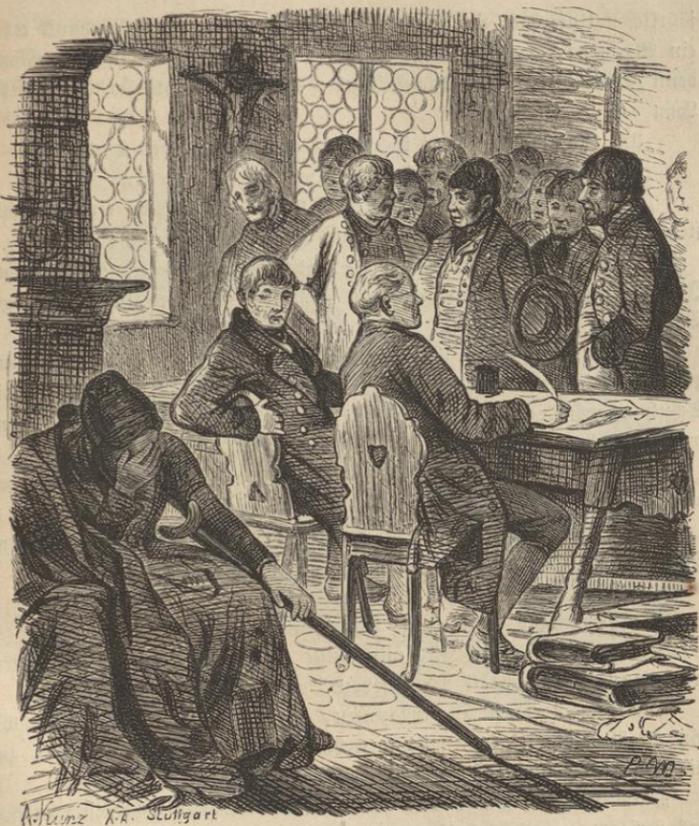
„Korbhans, willst Du die Benigna in's Haus nehmen?“ wurde er gefragt.

„Ich möchte schon, aber meine Frau will nicht.“

Während er noch sprach, kam ihm ein Mädchen von etwa sieben Jahren nachgerannt und rief: „Vetter, die Base zündet das Haus an, wenn Ihr die Benigna heimbringt!“

„Jetzt mußt Du's gerade thun,“ hezten die anderen Männer, „Du mußt ihr den Meister zeigen.“

Korbhans ging etwas zaghaft mit den Anderen. Sie kamen auf das Rathhaus. Hier waren schon viele Männer, die noch, bis die Verhandlung anfang, ihre Pfeifen auf dem Plur ausrauchten. Endlich kam der Gemeinbediener und berief die Versammelten in die große Rathsstube. Der Gemeinderath saß am Tische und nicht weit davon in einer Ecke, in sich zusammengekauert, saß eine Frauengestalt, mit allerlei Tüchern umhüllt, die da und dort in Fesseln herabhingen; sie stützte das Kinn auf beide Fäuste, die einen Krückstock umklammerten.



„So fangen wir in Gottes Namen an,“ begann der Bürgermeister. „Da sitzt die Benigna. Die Gemeinde ist arm und wer zu dem, was die Gemeinde für ihren Unterhalt bezahlt, nicht das Beste dazu thun kann, daß er sich ein Gotteslohn daraus macht, eine verlassene Wittwe“ — die zusammengekauerte Gestalt stöhnte auf — „mit Gutheit zu pflegen, der soll sie nicht zu sich nehmen; und besonders wär's gut gewesen, wenn eure Frauen mitgekommen wären, denn darauf kommt's hauptsächlich an, wie die Frau gegen sie ist.“

Es wurde nun eine Summe genannt, die die Gemeinde für den

jährlichen Unterhalt der Blinden bezahlen wollte, aber Niemand rebete ein Wort, da die Frage gestellt wurde, wer sie um ein Geringeres nähme; denn Jeder, der auf die Sache eingehen wollte, zog natürlich den höheren Lohn vor.

„Um das, was angezettelt ist, nehm' ich sie,“ rief der Korbhans.

„Ich auch“ — „ich auch,“ hieß es von anderen Seiten.

„Wer hat da zuerst gesprochen?“ fragte die Blinde ein ihr nahe stehendes Mädchen, es war die Tochter des Schulmeisters.

„Der Korbhans,“ erwiderte das Mädchen. „Um Gottes willen, wenn Ihr nur nicht zu dem kommt; seine Frau ist ja ärger als ein feuriger Drache.“

Der Blinden entfiel ihr Krückstock, das Mädchen hob ihn auf und gab ihr solchen wieder. Nun war ein schnelles Hin- und Herbieten, die Schulmeisters-Tochter hatte nicht Zeit, der Blinden jedesmal zu sagen, wer jetzt geboten hatte.

Endlich blieb es nur noch bei einer Stimme und der Gemeindeviener rief:

„Zum Ersten-, zum Zweiten-,“ er machte eine lange Pause — „zum Drittenmal!“ rief er und schlug mit dem Hammer auf den Tisch.

„Wer hat mich?“ fragte die Alte.

„Der Korbhans,“ erhielt sie zur Antwort.

„Komm' her, Hans, gieb mir Deine Hand; ich habe Deine Mutter gut gekannt und auch die Mutter von Deiner Frau.“

Die Gemeinderäthe alle erstaunten, da die Benigna plötzlich sprach. Ein Großbauer mit einer mächtigen Nase glaubte auch etwas sagen zu müssen und ermahnte:

„Ja, Benigna, komm' uns nur nicht mit Klagen! Jetzt bist Du einmal versorgt und jetzt hab' Geduld, die Gemeinde thut mehr, als sie kann. Und sei dankbar!“ schloß er und streckte seine Nase den anderen Gemeinderäthen zu, die sollten bezeugen, wie er zu reden verstehe.

„Jetzt kommt mit,“ sagte Hans. „Wo habt Ihr Euer Bett?“

„Beim Schulmeister,“ antwortete Benigna, „und auch eine kleine Truhe.“

Das Mädchen geleitete die Alte noch eine Strecke Wegs, aber als man an die Berglehne kam, wo die Dorfkinder in Schlitten den Bug herabfuhren, konnte Benigna auf dem Glatteis nicht weiter kommen.

„Nehmet mich um den Hals,“ sagte Hans und bückte sich nieder, „so trag' ich Euch auf dem Rücken den Berg hinauf.“

Er trug die Benigna auf dem Rücken hinauf in sein Haus. Die Kinder jubelten über den lächerlichen Aufzug, aber die Schulmestertochter sagte ihnen, daß da nichts zu lachen sei. „Es ist brav vom Korbhans,“ hieß es.



Unterwegs sagte er zu Benigna:

„Meine Frau zankt ein bißchen gern, kümmert Euch nichts drum; wenn sie genug gezankt hat, hört sie schon von selber auf. Und was Ihr habt, sagt Ihr nur mir; ich will schon für Euch sorgen bis an Euer Ende.“

Korbhans hatte die Ueberzeugung, die Viele im Dorfe theilten, daß Benigna irgendwo einen geheimen Schatz verborgen habe; es war nicht lauter Gutheit, warum er zu Benigna so wohlwollend war, er hoffte durch Zutraulichkeit ihr das abzulocken.

„Ja, ja,“ sagte die Alte auf seinem Rücken, „ich werde Dir schon Alles mit Gutem vergelten.“

Hans lächelte vor sich hin, das heißt doch so viel als: sie hat einen Schatz.

Er trug Benigna in seine Stube. Niemand war da, als das kleine Kind, das gröhrend ausrief: „Pfiu Teufel! Jetzt kriegen wir auch noch die alte Here.“

Hans setzte Benigna auf die Bank, die Krücke entfiel ihr, das kleine Kind nahm sie schnell auf und rief: „Die leg' ich ins Feuer, dann kannst Du nicht vom Platz und kannst mir nichts anthun, Du wüßte Here.“

Das Kind lief nach der Küche und warf die Krücke ins offene Herdfeuer, aber Hans rettete sie noch schnell.

Die Frau stand am Herd und sagte:

„Du kannst für sie sorgen, ich hab' sie nicht gewollt.“

„Du wirst schon gut gegen sie sein. Geh' wenigstens hinein und sag' ihr, daß Du böß sein willst.“

„Du meinst, das kann ich nicht?“

Sie ging in die Stube und sagte: Man wisse von alten Zeiten her, was Benigna verstehe; sie hätte gewiß Hans durch allerlei verleitet, aber sie sei nicht der Narr, noch eine verdorbene alte Blinde zu pflegen. Zuletzt fragte sie Benigna, warum sie sich noch nicht umgebracht habe.

„Weil ich noch leben muß, um besser zu werden, wie Du auch!“

Die Frau verließ die Stube und Benigna saß allein. Sie hörte nichts als ein Poltern mit der Ofengabel im großen Kachelofen; die Frau schien an dem Ofen ihren Unmuth auslassen zu wollen und draußen in der Küche rief es: „Alle Kinder verspotten mich, weil ich jetzt die blinde Her' werde führen müssen. Aber ich thu's nicht, keinen Schritt.“

Das Kind kam in die Stube und klagte vor sich hin, daß es sich die Hände beim Schlittensfahren erfroren habe.

„Dann geh' nicht gleich an den Ofen,“ rief Benigna.

„So, bist Du auch da?“ rief das Kind, „Du hast's gut, Du weißt nicht, wann Nacht ist.“

„Ist schon Nacht?“ fragte Benigna.

„Ja freilich.“

Benigna ließ durch das Kind der Frau sagen, sie könne ihr vielleicht beim Zurichten des Abendbrodes helfen; sie könne Kartoffeln schälen und auch Brod einschneiden. Das Kind ging hinaus und draußen hörte man lachen. Als das Kind wieder hereinkam, bat Benigna, es möge ihr sagen, wie der Hausrath in der Stube stehe, damit sie nirgends anstoße. Das Kind erklärte Alles; als aber Benigna jetzt hinausgehen wollte, stellte es ihr einen umgelegten Stuhl in den Weg, daß sie darüber stolperte und

niederfiel; es verließ lachend das Zimmer und Benigna tastete sich wieder nach der Bank zurück.



X A. A. Kopp.

Korbhans hatte Benigna seiner Frau überlassen und war ins Wirthshaus gegangen mit dem tröstlichen Gedanken, daß die Frau schon gut werden müsse, wenn sie sähe, daß die Sache nun einmal nicht zu ändern sei. Erst nach mehreren Stunden kam er und brachte das Bett der Benigna. Es wurde ihr in der Dachkammer gerüstet, wo auch das Kind schlief. Benigna fragte das Kind, ob es auch ein gutes Bett habe. Das Kind war widerwillig und erklärte, daß sie das nichts angehe; aber Benigna tastete an dem dürftigen Bettchen umher und merkte, wie armselig es bestellt war, sie nahm von ihren eigenen Kissen und deckte das Kind damit zu; das Kind ballte die Faust im Zorn gegen die Hexe, ließ sich aber ihre Mißthätigkeit doch gefallen und schlief bald ein.

Das Kind rief einmal im Schlafe: Mutter! Benigna schauderte zu-

fammen. Sie hatte nie Mutter gerufen und hatte nie so gerufen sein wollen. Sie seufzte in der stillen Nacht und fragte in die winterkalte Luft hinein, wie lange sie noch in Nacht und Elend leben müsse, bis der Tod sie erlöse.

Während Benigna in der Dachkammer wachte, sprach der Korbhans mit seiner Frau und rebete ihr zu, Benigna ja recht gut zu behandeln; es sei so viel als sicher, daß sie draußen bei der hohen Haselstaube einen Schatz vergaben haben müsse, sie habe sich von der verstorbenen alten Margreth oft dahin führen lassen, und wenn man sie nun gutmüthig behandle, werde sie ihren Wohlthätern den Schatz bezeichnen und sie reich machen. Die Frau erwiederte, daß Benigna, wenn sie einen Schatz habe, sich wol nicht hätte versteigern lassen; aber Hans behauptete, das hätte sie absichtlich gethan, sie sei ja immer eine absonderliche gewesen und er habe es ganz sicher von seiner Schwester, der es die verstorbene Base mitgetheilt, daß Benigna da draußen noch etwas Geheimes habe. Die Frau ließ sich zuletzt etwas befehren, auch ihr leuchtete jetzt ein, daß Benigna einen Schatz habe, sie hatte sich ja früher viel verdient und später viel erbettelt.

IV.

Der Tag erwachte. Die Frau kam und führte Benigna die Treppe herab in die Stube. Benigna nickte, es wird schon besser gehen, die Bosheit hat nicht über Nacht Stand gehalten.

Das Kind aber wollte nicht mit Benigna aus einer Schüssel essen; Hans wollte es dafür strafen, aber Benigna bat, das nicht zu thun und sagte, sie sei schon satt.

„Iß Du nur allein,“ wendete sie sich zu dem Kinde. „Nicht wahr, Babi heißest Du? Ich habe auch ein Schwesterchen gehabt, das so geheißen hat, es ist jung gestorben.“

Das Kind war erschreckt von dieser Gölte und sah Benigna grimmig an, denn auch in ihm regte sich etwas Besseres und das Erste in dieser jungen, aber schon verdorbenen Seele war Zorn auf das Bessere, das sich in ihr regte.

Benigna wußte, daß dies ein verlassenes Kind war, das sündlich als Ueberlast von Jedermann angesehen wurde; seine Mutter, eine Schwester von der Frau des Korbhans, diente in der Hauptstadt.

Benigna verstand gut zu spinnen und sie spann vom Aufwachen bis zum Schlafengehen. Korbhans und seine Frau nickten zufrieden. Benigna war keine Störung, sie verdiente mit dem Spinnen fast ihre ganze Nahrung und die Beisteuer der Gemeinde war fast reiner Gewinn.

Diese Uebereinstimmung war seit langer Zeit die erste und einzige zwischen den beiden Eheleuten, denn sonst war immer nur Zank und Hader, es war immer nur Noth im Hause und über die leere Krippe schlugen sich die Pferde, heißt es im Sprichwort.

Korbhans, der zumal im Winter wenig zu thun hatte, lag gern plaudernd da und dort umher und die Frau glaubte durch Schelten ihn im Haus und zur Arbeit zu halten; aber das bewirkte das gerade Gegentheil. Anfangs scheute man sich nicht vor Benigna des heftigen Streites, als sie aber einmal sagte: „Mein Mann ist in der weiten Welt, vielleicht schon todt. O, wie versündigt Ihr Euch, daß Ihr, so lang Ihr noch am Leben und beieinander seid, Euch nicht in Güte beistehet!“ — als sie das und noch mehr sagte, trat eine gewisse Schüchternheit vor ihr ein.

Korbhans hatte noch eine Werkbank im Haus, an der er ehemals allerlei hölzernes Geschirr, besonders Kochlöffel und Spindeln geschmitten hatte. Jetzt wurde die Werkbank wieder hergerichtet und er saß daran arbeitend und unterhielt sich dabei oft mit der spinnenden Benigna. Auch die Frau ging jetzt zufriedener aus und ein und brachte sogar Benigna manchmal außer der Zeit eine Tasse Kaffee, der war freilich nur aus gebrannten gelben Rüben bereitet, aber doch ganz angenehm zum Ansetzen. Die größte Verwandlung war aber mit dem Kinde vorgegangen. Benigna hat es oft, ihr diesen oder jenen Dienst zu leisten; es that es zuerst widerwillig, dann aber trat in der Seele das Vergnügen, einem Andern etwas leisten zu können, das sich allmählich zum Gefühl des freien Wohlthuns steigerte. Babi kam von selbst und bot der Benigna an, ihr dies oder jenes zu besorgen, sie da- und dorthin zu führen, und das Gefühl drängte sich in dem Kinde auf, daß da zum Erstenmal ein Mensch war, der in Güte und Sorgfalt seiner achtete. Benigna hörte dem Kinde seine Schulaufgaben ab, sie verstand besonders gut zu rechnen und hatte auch noch gute alte Sprüche im Kopf und Lieder in Menge.

Der Schulmeister kam und berichtete, daß die kleine Babi allmählich zu den besten Schülerinnen aufsteige.

So ging der Winter herum, so schnell und so gut, wie lange keiner. Im Frühling, als die Weiden von Saft durchflossen waren, lernte Benigna

das Handwerk des Korblechtens; sie begriff es schnell und mit ihren gewandten Fingern verstand sie bald zierliche Körbchen zu flechten, ja die Stickmuster, die sie noch im Kopfe hatte, halfen ihr zur Verschönerung, die der Waare sehr guten Absatz verschafften. Die Frau des Korbhans wollte jetzt immer nur das Glück preisen, daß man Benigna im Hause hatte; aber Hans wehrte ab, man müsse das nicht kundgeben, sonst werde sie den vergrabenen Schatz nicht anzeigen, und je eher man den habe, um so besser. Er und seine Frau spielten oft auf den geheimen Schatz an; Benigna lächelte darüber und beim Lächeln nahm ihr Gesicht einen seltsamen Ausdruck an. Benigna war aber klug genug, den geheimen Schatz nicht abzuleugnen, denn sie wußte, daß das ihre Herbergsleute noch viel geschmeidiger machte.

Sie hielt das Kind dazu an, in der Ernte fleißig Aehren zu lesen, auch zum Holz sammeln ging sie mit in den Wald. Hans führte sie oft nach dem Haselberge. Er hoffte immer und immer, daß sie ihm die Stelle bezeichne, wo sie den Schatz vergraben, aber sie ging nie darauf ein; er konnte indeß die schwerste Fuhre auf den Karren laden, sie stellte sich hinten an und schob so mächtig, daß der vorn eingespannte Hans nicht zu ziehen hatte.

So wurden im Sommer Aehren und Holz gesammelt und es war von Allem jetzt eine Fülle im Haus, wie sonst nie. Aber das Beste war doch, daß ein Friede war, den man früher gar nicht gekannt hatte; der nährte und wärmte noch mehr als das Brod und das Feuer. Die Aehren, die Babi gesammelt hatte, brosch Benigna in der Scheune immer allein aus, und das Kind wurde in seinem Eifer und seiner Sorgfalt immer größer und emsiger. Als die Nachricht kam, daß seine Mutter gestorben sei, tröstete es Benigna Tagelang. Endlich sagte sie:

„Du könntest mir eine Liebe thun.“

„Was? Soll ich Dir wohin gehen?“

„Nein, heiß mich von heute an Mutter. Willst Du?“

„Ja, ja, Mutter!“

Zum ersten Male küßte Benigna die kleine Babi und von nun an hieß sie Mutter.

So lebte nun Benigna im Hause des Korbhans schon ins siebente Jahr.

V.

Es war im hohen Sommer.

Da kam die Straße herauf ein Mann, groß und stattlich, mit schneeweißem Haar. Er trug in einer sogenannten Kraxe eine schwere Last auf dem Rücken, es waren Sensen. Nicht weit von dem Hause des Korbhans an einer niederen Gartenmauer stellte er die Last ab, legte die Sensen aus und ließ sie erklingen. Sie tönten gut und der Mann sagte in fremdländischem Dialekt zu Einigen, die in der Mittagshitze vom Felde heimkehrten, das seien echte steierische Sensen; er zeigte das eingegossene Zeichen einer Fabrik in Leoben. Er erhielt zur Antwort, daß, wenn er hier über Nacht bleibe, er heut am Abend oder morgen am Sonntag früh wohl von seiner Waare absetzen könne. Die Leute gingen vorüber, der Mann stand an das Mäuerchen gelehnt und starrte mit dem einen Auge gar seltsam drein; das andere Auge war mit einem schwarzen Lappen verbunden. Da hörte er den einsamen Schlag eines Drechslegels droben im Haus des Korbhans.

Nichts trauriger, als einen einsamen Drescher zu hören, oder doch noch trauriger ist, einsam zu dreschen; denn der Gleichschlag der Mitarbeitenden bewegt und erleichtert die Arbeit, der einsam Dreschende aber muß sich bei jeder Hebung neu und mit angestrengter Kraft dazu bestimmen.

Ein barfüßiges Mädchen von etwa dreizehn Jahren mit glühendem, braunem Antlitz und hellen Augen kam mit einem Bündel gelesener Aehren die Straße herauf und wollte den Fußsteig abseits nach dem Hause des Korbhans hinaufgehen. Da rief es der Fremde an und fragte:

„Wer drischt da so einsam?“

„Eine verlassene blinde Frau,“ erwiderte das Mädchen.

„Wie heißt sie?“

„Benigna.“

Das Kind ging mit seinem Aehrenbündel den Berg hinan, der Fremde legte seine Sensen zusammen, sie erklangen von selbst, denn seine Hand zitterte. Nachdem er alle Sensen zusammengepackt, ging er auf den Weg nach dem Häuschen. Jetzt trat Benigna aus der Scheune und fragte in die leere Luft hinein:

„Wer hat mich gerufen?“

Der Fremde stand starr und hielt den Athem an. Da Benigna keine Antwort erhielt, ging sie wieder zurück in die Scheune und drosch weiter.



Der Fremde kehrte um, nahm seine Kraxe auf den Rücken und ging hinein ins Dorf; im Wirthshaus zum Lamm kehrte er ein und fragte, ob er Nachtquartier bekommen könne; er packte aber seine Sensen heute nicht mehr aus, er saß hinter einem Schoppen Bier, aber die Mücken tranken mehr davon als er.

Als es Abend geworden, ging er das Dorf hinaus durch die Felder bis zur Haselhöhe. Dort saß er, bis es Nacht geworden. Er kam ins Dorf zurück und verkaufte dem Lammwirth zwei Sensen und hörte, daß er viel abgesetzt hätte, wenn er zum Feiertag dagesessen wäre.

Als es schon Zeit zum Schlafengehen war, wanderte der Mann noch einmal ins Dorf hinaus und draußen beim Häuschen des Korbhans saß er hinter der Hecke an der Wiese und hörte wie Benigna zu Babi sagte:

„Morgen geh' ich nicht mit in die Kirche, Ihr müßt aber Alle gehen und mich daheim lassen; morgen muß ich allein sein und allein denken.“

Der Fremde zuckte zusammen, als er das hörte.

„Stehen viel Sterne am Himmel?“ fragte Benigna nach geraumer Weile.

„Ja gewiß, Millionen viel! Oh, Mutter, wenn ich nur machen könnte, daß Du sie auch siehest!“

Hans rief aus dem Fenster, daß Benigna und Babi schlafen gehen sollten, es sei schon sehr spät.

Die Hausthür öffnete und schloß sich, der Fremde saß noch lange an der Berglehne, erst als es Mitternacht vom Kirchturm schlug, ging er hinein ins Dorf und suchte seine Schlafstätte auf.

Ein heller Morgen brach an. Der Fremde hatte die Vor der Kirche noch guten Erlös, denn es war bekannt geworden, daß er die besten Sensen zu verkaufen habe und sie billig ablasse.

Er warf oft auf die Männer, die ihm abkauften, seltsame Blicke aus seinem einen Auge und stußte, wenn er bald diesen, bald jenen Namen hörte.

Es wurde zusammengeläutet, die Leute gingen zur Kirche, auch der Fremde ging dahin. Er wartete an der Thür, bis das ganze Dorf an ihm vorübergegangen war.

Als droben die Glocken verklangen, in der Kirche die Orgel ertönte und der Gesang begann, ging er leise nach dem Kirchhofe und stand eine geraume Weile bei einem Grabe, daran das Kreuz eingesunken war. Der Fremde wendete sich und ging mit raschen Schritten nach dem Hause des Korbhans.

Er saß Benigna auf der Bank vor dem Hause sitzen. Sie hielt die Hände gefaltet und murmelte leise Gebete vor sich hin. Jetzt faltete sie die Hände auseinander, streckte die Arme weit aus und rief:

„O Jörg, wenn ich nur das Eine wüßte, ob Du noch lebst oder ob Du todt bist. Und ist's denn nur möglich, daß Du mir kein Zeichen giebst? Denkst Du denn gar nicht mehr an mich? Ich hab' gebüßt, mehr als je ein Mensch auf der Welt, und ich hab's verdient, mehr als je ein Mensch. O, wenn ich Dir nur noch einmal sagen könnte: verzeihe mir.“



Wenn ich im Himmel zu Dir komme und Dir's sage, stoß mich nicht von Dir; ich hab' die Hölle schon hier und ich will Gott nur bitten, daß er Dich nicht auch in die Hölle stößt, denn Du hast gewiß auch genug gelitten und Du hast recht gethan, aber doch hart — nein, nicht hart, Du hast recht gethan — Jörg, 'verzeih' mir, verzeih' mir, im Himmel und auf der Erde!"

Der Fremde konnte sich nicht mehr halten, er stürzte vor und rief:

„Benigna, da bin ich, da lieg ich und halte Deine Füße umklammert; vergieb Du mir auch, wie ich Dir vergebe. Benigna, kennst Du mich nicht mehr? meine Stimme nicht mehr?"

Die Alte war erstarrt, jetzt richtete sie sich auf und tastete Jörg über das Gesicht, als sie die schwarze Binde berührte, fuhr sie zurück und schrie:

„O, Jörg, Du bist's, Deine Stimme, was ist denn das?"

„Mir hat ein Feuerfunken das Auge verbrannt, Du bist blind,

der ich ka
Kirche heim
Komm,
„Wenn
Jörg
auf und ja
Ja, i
Du mit u
Bosser, ma
Die B
Benign
Jetzt h
„Komm
Jörg.
Unter
Jelbweg h

„Ich
immer v
sprich D
was schre
Welt. D
haben mi
ich Dir ja
über das
das Sch
kann. Ich
beti und g
gkommen
ist über's
Wieder sah
Jetzt bin ic
war, da i
sagen und
Berich.

aber ich kann doch noch sehen. Komm mit mir, komm, ehe sie aus der Kirche heimkehren. Ich hab' Dich einmal verlassen, jetzt verlaß Du Alles! Komm, hier können wir nicht reden und ich hab' Dir so viel zu sagen."

"Wenn ich nur noch weinen könnte," jammerte Benigna.

Jörg drängte immer mehr, daß sie das Haus verlasse. Sie stand auf und sagte mit großer Kraft:

"Ja, ich gehe mit Dir. Ich will Deine Hand fassen, ich bin erhört. Thu mit mir, was Du willst; stürz' mich vom Felsen, stoß' mich ins Wasser, mach was Du willst, ich geh' mit Dir, wohin Du mich bringst."

Die Beiden saßen beisammen und konnten kein Wort weiter reden.

Benigna hielt die raue Hand des Mannes an ihren Mund.

Jetzt hörten sie das Zeichen, daß die Kirche zu Ende sei.

"Komm, wir wollen fort, ehe die andern Menschen kommen," drängte Jörg.

Unter dem Geläute der Glocken gingen sie die Straße dahin, einen Feldweg hinein und dann nach der Anhöhe mit den Haselstauden.

VI.

"Ich hab' Dich hierher geführt an den Ort, den ich seit dreißig Jahren immer vor mir gesehen habe im Wachen und im Schlafen, immer. Jetzt sprich Du nicht, jetzt laß mich erzählen," begann Jörg. "Du hast gethan, was schrecklich ist, und ich hab' gethan, was das Schrecklichste ist auf der Welt. Du hast das Alter verhöhnt und hast selber ein verhöhntes Alter haben müssen, millionenmal ärger." Benigna stöhnte. "Nein, das hab' ich Dir ja nicht sagen wollen," tröstete Jörg, ihr mit der linken Hand über das Gesicht tastend. "Ich hab' Rache genommen, aber die Rache ist das Schwerste auf der Welt; da giebt's keine Wage, darauf man's wiegen kann. Ich hab's mit mir geschleppt durch die weite Welt, ich bin gewandert und gewandert bis in die Türkei hinein und dann bin ich zurückgekommen und bin gewandert bis nach Polen und Rußland, und dann bis über's Meer und wiedergekehrt. Ich hab' gearbeitet, daß mir die Glieder fast lahm geworden sind und hab' doch keine Ruhe bekommen. Jetzt bin ich seit zehn Jahren in Steiermark und jetzt sind's vier Monate, da ist mir ein Feuerfunke ins Auge gesprungen und da bin ich gelegen und hab' mich besonnen, daß ich gemeint hab', ich muß verrückt

Berth. Auerbach, Volkskalender.

werden; es hat mir im Kopf gebrannt und im Herzen, und ich hab' gemeint, ich muß vergehen, und das Einzige habe ich immer voraus gesehen, wie ich Dir das Licht aus der Hand geschlagen und wie ich über die Straße weggeschritten bin, wo das Licht aus dem Fenster darauf geschienen hat. Genug! Da hab' ich geschworen, wenn ich gesund werde, geh' ich und such' Dich und will Dir verzeihen und will Dir Gutes thun mein Leben lang was ich kann. Den Lappen über dem Auge muß ich noch tragen, aber mein Auge ist gut und es war gut dazu, daß mich die Leute nicht erkannten. Wenn ich Dich nur wieder sehend machen könnte! So, jetzt bin ich da und die Paar Jahre, die wir noch zu leben haben, wollen wir einander erleichtern; es muß Alles vergessen sein, es muß sein, daß auch auf Erden wieder Alles gut werden kann. Nicht wahr, Du gehst jetzt mit mir und bleibst bei mir?"

Benigna warf sich an seinen Hals und umschlang ihn heftig.

„Wir kehren nicht mehr ins Dorf zurück, wir brauchen von Niemand Abschied zu nehmen und uns zu bedanken, es braucht Niemand zu wissen, was aus uns geworden ist, im Aergsten kann uns doch kein Anderer helfen. Ich laß' ihnen meine Sensen und laß Du ihnen, was Du hast, ich hab' Geld genug bei mir, ich hab' mir ein Schönes erspart und hab' Arbeit und einen guten Herrn in Steiermark; da wollen wir beisammen sein, bis der Tod uns streckt.“

Benigna stimmte bei, daß sie mit Jörg wandre, wohin'er sie führe. Sie klagte nur, daß sie die Leute, die ihr so viel Gutes gethan, so heimlich und undankbar verlassen solle und besonders bejammerte sie, daß Babi, die sich an sie gewöhnt hatte, wie ihr eigen Kind, nun wieder verlassen sei und wieder verstoßen in der Welt herumlaufen und der Verführung preisgegeben sein sollte.

Endlich willigte Jörg ein, daß man wenigstens noch in das Haus des Korbhans gehe. Kaum hatten sie sich darüber geeinigt, als man Stimmen hörte und die Worte:

„Dort ist sie und der Senseshändler ist bei ihr!“

Korbhans und seine Frau und Babi, die Benigna gesucht hatten, kamen auf die Haselhöhe und sie konnten sich lange nicht von Staunen erholen, als sie hörten, wer der Senseshändler sei. Sie willigten dann gern in die Bitten der Babi, daß sie mit Benigna ziehen dürfe.

Nachdem man sich endlich vom Staunen erholt und Ruhe eingetreten war, fragte Hans:

„Jetzt sag' mir ehrlich, Benigna, hast Du den Schatz, den Du da vergraben gehabt, bereits gehoben?“



„Ich hab' nie einen gehabt,“ erwiderte Benigna.“

„Aber Du hast uns doch einen gegeben,“ erklärte die Frau, „wir sind jetzt Gott Lob in Friede und Wohlstand.“

Alle zusammen kehrten wieder ins Dorf zurück oder eigentlich nur ins Haus des Korbhans, das das letzte im Dorfe war, so daß man sich vor Niemand zu zeigen brauchte; denn darauf bestand Jörg. Aber er besann sich doch noch eines Bessern; Babi mußte den Bürgermeister holen, und unter dem Gelächern, daß er schweige, bis sie fort seien, übergab ihm Jörg eine namhafte Summe, die er der Gemeinde zurückerstatten solle für den Unterhalt seiner Frau.

„Recht so,“ rief Benigna, „recht so! bist Dein Lebtag ein stolzer Mensch gewesen, ein ehrenhaltiger Mensch! Recht so!“

„Das auch,“ sagte Jörg; „aber Alles, was Schuld heißt, ist jetzt glatt und eben und quittirt.“

„Das ist noch besser,“ stimmte Benigna ein. Als es Nacht war, holte Jörg seine Sensen und während wieder Millionen Sterne am Himmel standen, wanderte er mit Benigna und Babi das Thal herab an der ruhigen Hammerschmiede vorbei und weiter ging's bis zum schönen Land Steiermark. Nicht weit von dem schönen Städtchen Leoben an der Mur, über der Bergwiese am Waldestrand steht ein kleines Häuschen. Dort sitzt eine blinde Alte bei einem schönen Mädchen auf der Bank vor dem Hause; wenn es Abend wird, kommt Jörg von der Schmiede herauf und giebt Benigna und der Tochter die Hand.

Nach vieler und entsetzlicher Mühsal ist jetzt ein glückliches Leben noch einmal aufgegangen für Jörg und Benigna und sie freuen sich dessen bis auf den heutigen Tag.

